

DAS BLAUE HAUS

New York, Mai 1968.

Molly Walks Around The Water lag im Kreißsaal und stierte an die Decke. Wären die Schmerzen inzwischen nicht beinahe unerträglich gewesen, wäre Molly auf der Stelle nach Hause gegangen. Man hatte sie gegen ihren Willen in diese unangenehme Lage gebracht. Aber daran war sie natürlich selbst schuld. Letztendlich hatte sie sich aus freien Stücken in andere Umstände befördern lassen. War nicht leicht gewesen. Und sonst?

Klar reagierten die Weißen komisch, wenn eine hochschwangere Indianerin im Supermarkt an der Fleischtheke plötzlich anfängt spitze Schreie auszustoßen, nur um anschließend auch noch den frischgeputzten Fußboden vollzukotzen. Sie hätte vermutlich auch nicht um sich schlagen dürfen, als ein paar Leute versucht hatten ihr zu helfen. Die hatten es sicherlich nur gut gemeint. Pah! Gallenbittere Wut würgte Molly die Luft ab. Wie sehr sie diese kleinen Worte hassen gelernt hatte. Wie sehr Doch sie benötigte die Luft für andere Dinge. Für ihren nächsten Schrei zum Beispiel. War ihr peinlich, doch sie vermochte nichts dagegen zu tun. Molly erinnerte sich vage daran, daß die Ärztin etwas von "richtig atmen" gesagt hatte. Richtig atmen? Konnte man denn falsch atmen? Verwirrung breitete sich in Molly aus. Alles war ihr fremd, sogar ihre eigene Angst. Schweiß lief in ihre Augen. Jemand wischte ihn mit einem weichen Tuch fort. Vielleicht

war es ja doch gut, daß sie hier war. Man kümmerte sich um sie.

"Tatsächlich", dachte Molly erstaunt: "Sie kümmern sich um mich."

Und sie war weit genug vom nächsten Reservat entfernt. Wo möglich hielt man sie hier gar nicht für eine Indianerin. Umso besser. Dann brauchte sie sich um ihre Sicherheit und um die des Babys keine Sorgen zu machen. Hoffte sie zumindest, denn es gingen schauerliche Gerüchte um: Der Gesundheitsdienst befürwortete die Zwangssterilisation von indianischen Frauen. Bevölkerungspolitik. Pah! Wieder so eine Wir-meinen-es-doch-nur-gut-mit-euch-Aktion der Regierung! Die Wut war jetzt größer als der Schmerz.

Aber Molly Walks Around The Water hatte sich davongestohlen. Sie hatte dafür gesorgt, daß sie in der Stadt New York von ihrem ersten Kind entbunden wurde. Weit weg von dem blauen Haus ihrer Erinnerung. Weit weg von den Warteräumen der Vergangenheit. Sie mochten sie für feige halten, doch es gehörte Mut dazu, sich selbst auszustoßen. Molly hatte die Farben ihrer Herkunft neu gemischt und verteilte sie mit großzügigen Pinselstrichen auf der weißen Leinwand ihrer Zukunft.

Andrew Maclean. Der Name ihres neuen Mannes.

New York. Die Heimat ihres neuen Mannes.

Andrew Maclean war ein guter Mann, und er würde ein guter Vater für ihren Sohn sein.

Erleichterung durchströmte Molly, ersetzte die Wut, so daß

der Schmerz wieder über sie herfiel. Molly Walks Around The Water nannte ihren Sohn Lewis Alistair Left Hand Maclean. Lewis nach dem Vater ihrer Mutter: Lewis Clark Many Horses. Alistair nach dem Vater ihres Mannes: Alistair James Maclean. Left Hand nach dem Vater von Lewis Alistair: John Left Hand. Andrew kam und küßte zuerst seine Frau und dann seinen Sohn. Er war glücklich. Alles schien gut.

Rosenknospen-Reservat, Mai 1968.

John Left Hand wußte nichts von Mollys Schwangerschaft. Bemerkte nicht einmal, daß sie plötzlich nicht mehr da war. Er ahnte nichts von der Existenz seines Sohnes. Es konnte ihm auch völlig egal sein, denn John Left Hand junior war bereits tot, als die Lichter in Mollys Kreißsaal ausgingen. Molly Walks Around The Water hörte erst Wochen später von einem Zwischenfall im Pine Ridge Reservat in South Dakota, bei dem, wieder einmal unter mysteriösen Umständen, ein Indianer ums Leben gekommen war. Eine Tatsache, die lediglich von der Presse im Osten registriert wurde. Ortsansässige Blätter urteilten anders.

"Zuviel Alkohol" hieß es in seriöseren Medienkreisen.

"Betrunkene Rothaut" vermerkte eine der Lokalzeitungen.

"Kein Grund zur Aufregung" lautete die Reaktion der Bevölkerung. Der Fall John Left Hand lag schon bei den Akten, bevor ein richtiger Fall daraus werden konnte. John war's egal. Selbst wenn er noch hätte aussagen können, hätte ihn wohl keiner gefragt. Seine Leiche wollte auch niemand sehen.

Nicht der Mühe wert. Kein rechtschaffener Pathologe schüttelte den Kopf. Kein aufrechter, vom Leben gebeutelter Beamter der Mordkommission bemühte sich um Aufklärung. Kein Aufschrei der Empörung ging durch's Volk. Und keine gramgebeugten Verwandten zogen vor Gericht, um beim letzten unbestechlichen Richter des Staates ein gerechtes Urteil über einen Fall zu erwirken, der gar keiner war. Es hätten sowieso keine Beweise mehr existiert. Aufgrund einer bedauerlichen Unachtsamkeit der neuen Sekretärin des zuständigen Beamten hatte man die Leiche eingeäschert. Die Polizei hatte ja im Grunde ihre Arbeit getan und John Left Hands Leiche aufgesammelt. Der Gerichtsmediziner hatte einen Zettel mit der Nummer 7985 an Johns linken großen Zeh befestigt und ihn für einige Tage tiefgekühlt. Der Sheriff sah keinen Grund für eine Anklage und schrieb "Tod durch Unfall mit Alkoholeinfluß" in seinen Abschlußbericht, bevor er mit Frau und Kindern zum Angeln in die Black Hills fuhr. Der Richter stempelte und unterschrieb. Sein Magenleiden hatte sich verschlechtert. Trotz der neuen Tabletten.

Patricia Left Hand, die einzige noch lebende Schwester des Toten, verfluchte die Welt und schwor sich, das Reservat endgültig zu verlassen und in Chicago unterzutauchen. Sie vergrub die Asche ihres Bruders neben dem Grab ihrer Eltern, verschloß die Tür des blauen Hauses ihrer Kindheit und kam nie wieder.

Aktivisten der Indianerbewegung kamen vorbei, sahen sich um

und fuhren scheinbar unverrichteter Dinge wieder ab. Die Zeit war noch nicht reif.

John machte es sich bequem und dachte, daß er es noch nie so gut gehabt hatte wie jetzt, da er tot war. Keine Sorgen mehr um Jobs und Geld. Kein Ärger mit der Regierung. Das Büro für indianische Angelegenheiten ließ ihn in Ruhe und er war endlich frei zu gehen, wohin er wollte, zu sein, wer er war. Und obendrein ein neues Haus vom Staat, nachdem er jahrelang darum gebettelt hatte: Die Urne war zwar klein, aber sauber und ordentlich.

Gleich nebenan wohnten seine Eltern. Er wollte ihnen erzählen, was geschehen war, aber sie wußten es bereits. Seine Mutter hatte sich gar nicht verändert, fand John. Sie lachte sogar mehr als früher. Und sein Vater! Es tat ihm richtig gut, daß er nicht mehr trank. Die Eltern freuten sich, verschwiegen ihrem Sohn aber, daß er gerade Vater geworden war. Er wirkte so gelöst und glücklich. Er würde es früh genug erfahren. John Left Hand jr. jedenfalls war überzeugt das große Los gezogen zu haben. Daß der Preis dafür sein Leben war, störte ihn nicht besonders. Er zuckte mit den Schultern. Die Kugel war gut gezielt und schnell gewesen. Der Gewinn war der Tod. Es hätte schlimmer enden können, dachte John und wandte sich an seine Mutter, um zu erfahren, wann es ihnen gestattet sein würde, die letzten fünf Schritte zu tun, um das Ende der Welt und ihre Vorfahren zu erreichen. Aber seine Mutter schüttelte nur lächelnd den Kopf und mahn-

te ihn zur Geduld. Eine Kleinigkeit sei noch zu erledigen, aber die Zeit war noch nicht reif.

New York, Ende Mai 1968.

Molly Walks Around The Water schnitt sich Zeitungsartikel aus. Zwei. Aus der New York Times und der Chicago Tribune. Noch bevor ihr Sohn eine Woche alt war, hatte seine Mutter bereits ein Album voller Fotos. Gewissenhaft hielt sie ihr neues Leben fest. Genauso gewissenhaft legte sie die beiden Zeitungsartikel über die Schießerei in South Dakota zwischen die letzten Seiten des Albums und verklebte sie miteinander. Nur für den Fall, daß ihr etwas zustoßen sollte. Wenn der Junge den Grips seines Vaters geerbt hatte, würde er die notwendigen Schlüsse ziehen. Wenn nicht, auch gut.

Molly begutachtete ihr Werk, zwirbelte einen Rest Klebstoff zwischen Daumen und Zeigefinger und sah für einige Minuten zum Fenster hinaus. John Left Hand hatte vermutlich keine Ahnung gehabt, dachte sie und lächelte. Dann setzte sie Wasser auf und holte zwei Steaks aus dem Gefrierfach ihres Kühlschranks. Ihres Kühlschranks. Ihrer. Eis im Sommer. Kaltes Fleisch statt Hunger.

In einer halben Stunde würde Andrew von der Arbeit kommen. Ihr Mann. Er war das Gegenteil von John. Aber er liebte dessen Sohn wie seinen eigenen. Sie mochte Andrew. Er kümmerte sich um sie. Molly warf einen Blick auf das Fotoalbum. Gut, daß sie die Artikel weggeklebt hatte. Gut, daß sich John Left Hand nicht weiter um sie gekümmert hatte. Jetzt konnte

sie nur hoffen, daß Andrew keine Fragen mehr stellte und daß John blieb, wo er war.

Molly schüttete den Reis ins kochende Wasser.

New York, Frühjahr 1973.

"Bist du ein I-n-d-i-a-n-e-r?"

Jim Bowen stellte diese delikate Frage so rücksichtslos, wie sie nur ein Siebenjähriger formulieren konnte. Er hatte seine Daumen in die Gürtelschlaufen seiner Jeans gehakt und starrte Lewis herausfordernd an. Seine Freunde standen hinter ihm. Es waren fünf. Eine Mauer daumenhakender Jungs, die wußten, daß die Welt ihnen gehörte.

"Sein Daddy is aber keiner."

"Nee, der is auch nicht sein echter Daddy. Und echter Amerikaner isser auch nicht. Der is aus Europa."

Harold war sich nicht ganz sicher, was das war, aber er wußte, daß es nicht so gut war wie Amerika. Das jedenfalls war die Meinung von Harolds Vater.

"Europa?!"

Jesse wurde wie üblich ignoriert. Irgendwann würde er lernen müssen, daß es nicht gerade klug war, die eigene Neugier auf Kosten der Unwissenheit anderer befriedigen zu wollen. Jesse stellte einfach zu viele Fragen. Außerdem war er nicht dumm. Als er merkte, daß seine Frage unbeachtet blieb, formulierte er sie anders. Aufzugeben war nicht sein Stil.

"He, wo denn in Europa?"

Jetzt sahen sie ihn an. Ihre Blicke waren deutlicher als

alle Worte. Jesse seufzte innerlich. War er wirklich so bescheuert? Wenn seinem Vater manchmal die Hand ausrutschte, was in letzter Zeit immer häufiger geschah, dann gab er immer Jesse die Schuld. Ihm und seiner Mutter, die genauso dämlich war wie er, Jesse. Wenn so viele Leute dasselbe dachten, dachte Jesse, dann stimmte es womöglich. Jesse bewegte unbehaglich seine Schultern. Er wollte immer noch wissen, wo Lewis' Vater herkam.

"Schottland. Mein Vater kommt aus Schottland."

Lewis hatte das gesagt. Zu seiner eigenen Überraschung. Er war es leid, sich mit diesen Dummköpfen abgeben zu müssen. Seine Mutter hatte gesagt, daß sie so engstirnig wären, daß sie sich sogar in einem Fahrstuhl verlaufen würden. Sie hatte ihm auch den grünen Fleck gezeigt. Schottland. In einem Buch. Lewis hatte nicht viel von dem verstanden, was sie sonst noch darüber gesagt hatte, aber er wußte, daß es etwas Besonderes war. Sein Vater nannte es Heimat und manchmal erzählte er Geschichten von dort. Aber alles war so weit weg. Auch seine Mutter war weit weg von dort, wo sie herkam. Aus Indianerland. Nur er, Lewis, war da, wo er geboren worden war. Aber er fühlte, daß das nichts mit Heimat zu tun hatte. Er haßte es, hier zu sein. Er hätte Jim Bowen nicht antworten sollen. Ein schweigsamer Indianer war ein langweiliger Indianer. Lewis versuchte weit weg zu schauen. Dorthin, wohin ihm die anderen nicht folgen konnten.

"Meine Oma kommt aus Deutschland."

Jesse hatte Bilder von der Mama seiner Mama gesehen. Ein Bild hatte er behalten. Manchmal, wenn er allein war, strich er mit dem Zeigefinger über die weiche, vergilbte Oberfläche des Bildes. Bog die Ecken zurück, die das Alter rollte und versuchte sich vorzustellen, wie es dort aussah, wo seine Oma, die er nie gesehen hatte, herkam. Jesse hätte gern mit jemandem darüber geredet. Hätte gern jemandem das Foto gezeigt. Er folgte Lewis mühelos.

Die Mauer der anderen bröckelte, bekam Risse und begann, sich schulterzuckend aufzulösen. Jim Bowen bedachte Jesse mit einem geringschätzigen Grinsen und gab den anderen ein Zeichen: Hier war nichts mehr zu holen.

Einen Moment lang wußte Jesse nicht, ob er ihnen folgen oder lieber bleiben sollte. Zu plötzlich hatten sich die Dinge geändert. Unschlüssig stand er da. Lewis, dieser fünfjährige Knirps, rührte sich nicht vom Fleck. Sagte auch nichts. Typisch für ihn. Jesse schüttelte den Kopf. Das war's dann wohl. Er wandte sich ab.

"Ist Deutschland weit weg von hier? So weit wie Schottland?"

Lewis wagte es nicht, nach Indianerland zu fragen.

Jesse sah sich verblüfft um. Lewis stand da und wartete.

"Keine Ahnung, aber ich hab' ein Bild von meiner Oma."

Lewis sagte nichts mehr, wartete einfach ab.

"Willst du's sehen?"

Jesse hielt die Luft an. Das hatte er noch nie jemanden gefragt. Er hatte Angst vor der Antwort.

"Okay."

New York, 1973.

Molly rauchte mehr als je zuvor. Jahrelang hatte sie es geschafft, ihrer Vergangenheit den Rücken zu kehren. Sie hatte gelernt, sich ihrer Umgebung anzupassen. Und sie mußte vor sich selbst zugeben, daß ihr das neue Leben nicht schlecht gefallen hatte. Wahrscheinlich war es leichter, sich an Annehmlichkeiten zu gewöhnen als Ungerechtigkeiten hinzunehmen. Seltsamerweise waren es jedoch die Ungerechtigkeiten, die sie vermißte, und die Annehmlichkeiten, die sie mitunter zu langweilen begannen. Sie hatte angefangen, auf etwas zu warten. Nichts Konkretes. Irgend etwas.

Dann waren da plötzlich überall Zeitungsartikel und sie riß die letzten Albumseiten auseinander und versuchte vergebens all die neuen Schießereien und Worte dort unterzubringen. Wohin sie auch sah, sprangen ihr die Erinnerung und ihr früheres Leben ins Gesicht: Wounded Knee. Blutrünstige Rothäute. Staatsfeinde. Aufschrei der Unterdrückten. Mord und Totschlag. Wut. Verzweiflungstat. Trauer. Hoffnung und Leben. Auch der Name John Left Hand tauchte auf und griff nach Molly Walks Around The Water. Ein Opfer und viele Fragen. Molly zündete sich die siebte Zigarette in einer Stunde an. Sieben ist eine heilige Zahl, dachte sie dabei und starrte dem Rauch nach, der sich vor ihren Augen in ein blaues Haus verwandelte.

Im Irgendwo der Ebene, im Rosenknospen Reservat, in der Ein-

samkeit des Graslandes steht ein blaues Haus. Die Farbe blättert bereits ab. Niemand wohnt mehr dort. Doch die leeren Räume sind voller Stimmen.

Das Haus liegt weitab von der Straße. Nur wer davon weiß und den Weg gut kennt, findet die Reifenspur, die zu dem blauen Haus führt. Irgendwann.

Im Sommer, wenn das Land dürr ist, die Gräser trocken und hart, dann würde sich mit jedem Besucher eine Staubwolke nähern. Und im Winter, wenn das Land erstarrt ist, die Gräser begraben unter Schnee und Eis, dann steht das Haus kalt und blau in der weißen Einsamkeit.

Die kahlen Pappeln verharren aufrecht vor dem Eingang und warten. Auf den Frühling. Auf ihre Blätter. Auf gelbe Staubwolken. Doch niemand kommt. Im Haus wird gesungen und getanzt. Irgendwann wird es Frühling. Die Blätter sprießen. Aber nur der Wind wirbelt den Staub auf. Und John Left Hand ist nichts weiter als ein unsichtbarer Pappeltraum.

New York, General Hospital, Sommer 1987.

Molly träumte.

Draußen, auf dem Flur der Intensivstation, sprach der Arzt mit ihrem Ehemann, den man nach dem schweren Autounfall seiner Frau sofort im Büro verständigt hatte.

Der Anrufer hatte Andrew Maclean nicht mehr viel Hoffnung gemacht und auf dessen verzweifeltes Drängen nur gesagt, Mister Maclean möchte so schnell wie möglich kommen.

"Es tut mir sehr leid," sagte der Arzt gerade, "aber ich

fürchte, ihre Frau wird nicht mehr aus dem Koma erwachen."

Er legte eine mitfühlende Hand auf Andrews Schulter.

"Die inneren Verletzungen, die sie davongetragen hat, sind zu schwer. Hat sie noch weitere Angehörige?"

Andrew schüttelte benommen den Kopf und sah den Arzt mit leeren Augen an.

"Nein. Doch, natürlich. Unseren Sohn. Ich habe versucht, ihn zu erreichen, aber eigentlich weiß ich gar nicht, wo er gerade ist." Andrew legte die Hand an die Glasscheibe, die ihn von seiner Frau trennte.

"Vermutlich ist er jetzt bei seinen Leuten." Das klang erleichtert. Der Arzt, der einer der wenigen Ärzte dieser Welt zu sein schien, die über Zeit verfügten, wartete geduldig. Mehr als der Tod, dem er so häufig begegnete, erschütterte ihn stets die Trauer der Hinterbliebenen. Viel zu selten hatte er Gelegenheit, denen Trost zu spenden, die ihm wirklich am Herzen lagen. Er wandte sich dem Mann zu, dessen Leben mit dem Tod seiner Frau gerade jeden Sinn verlor. Keine Angehörigen. Nur ein unauffindbarer Sohn. Sanft drückte er Andrew auf einen Stuhl.

Molly träumte.

Sie war glücklich, als sie erkannte, wohin sie fuhr.

Die Reifenspuren, die zu dem blauen Haus führten, waren kaum noch zu erkennen, doch sie hatte sie ohne Schwierigkeiten wiedergefunden. Sie fuhr den alten Pick-up ihres Vaters, der sicherlich nicht damit einverstanden war, daß sie John Left

Hand junior besuchte, diesen Nichtsnutz und Herumtreiber. Seltsamerweise beschwingte Molly diese Vorstellung. Heiter und unbeschwert zockelte sie auf der staubigen Piste ihrem Ziel entgegen. Sie war lange unterwegs gewesen. Wo, das wußte sie nicht mehr. Es war auch nicht wichtig.

Vorhin, auf der Landstraße, hatte sie im Vorbeifahren ein bekanntes Gesicht gesehen. Das war ihr Sohn gewesen. Lewis. Er hatte sie erschrocken angeschaut, so daß sie ihm beruhigend zugewunken hatte. Der Junge war viel zu ernst für sein Alter. Immerhin, er war hier. Schlauer Kopf. Wie sein Vater. Vor sich, in der schimmernden Ferne, konnte Molly jetzt schon die Pappeln erkennen, die das blaue Haus umgaben. Sie sah das Blau durch die Bäume blitzen. Blauer als der Himmel. Endlich. Molly trat das Gaspedal durch und zog eine riesige gelbe Staubwolke hinter sich her.

John fiel aus allen Wolken, als Molly aus dem Wagen stieg. Er blinzelte. Sie lachte ihm kokett ins Gesicht. Die Überraschung war ihr gelungen. Johns Eltern waren auch da. Sie freuten sich, auch wenn Johns Mutter den leichten Dunst von Alkohol, der Molly umschwebte, mißbilligte. Johns Vater kam ihr zu Hilfe und meinte, daß sowas schon mal vorkommen könne, im Eifer des Gefechts. Seine Frau warf ihm einen strafenden Blick zu, legte aber den Arm um Mollys Schultern und ging mit ihr ins Haus. Kaffeeduft empfing sie dort.

"Hier, trinken Sie das." Doktor Greenfield reichte Andrew einen Becher voll Kaffee. Andrew blinzelte und sah sich ver-

wirrt um. Kannte er den Mann mit dem Kaffee? Träumte er?

"Was ist los?" Eine Frage schien so sinnlos wie die andere.

"Sie stehen unter Schock. Kaffee hilft manchmal."

"Dann war es kein Traum?" Die Hoffnung in Andrews Augen erlosch und er sank kraftlos in sich zusammen.

"Nein, tut mir leid. Kein Traum." Der Arzt klang traurig.

"Was ist eigentlich passiert? Was für ein Unfall war das?"

"Hm." Greenfield lehnte sich zurück. "Hatte Ihre Frau irgendwelche Probleme? War sie depressiv?"

"Was wollen Sie damit sagen? Nein, sie hatte keine Probleme."

"Hatten Sie welche? Mit Ihrer Frau?" Der Arzt nahm seine Brille ab und betrachtete sie nachdenklich, bevor er fortfuhr: "Sehen Sie, Mister Maclean, Ihre Frau war betrunken, als sie frontal gegen einen Baum fuhr." Pause. "Gegen den einzigen Baum weit und breit. Und zwar um acht Uhr morgens."

"Gegen was für einen Baum?"

"Wie bitte?!" Die Frage brachte Greenfield aus der Fassung.

"Es war eine Pappel." Andrew beantwortete sich seine Frage selbst und lächelte sein Gegenüber geistesabwesend an:

"Bestimmt war es eine Pappel. Und sie hat nicht die Kontrolle verloren. Nicht Molly." Andrews Gesicht leuchtete.

"Sie ist nach Hause gefahren." Und er weinte.

Molly schnalzte mißbilligend mit der Zunge. Nicht nur außen am Haus blätterte die Farbe ab, sondern auch innen rollte sich die Tapete von den Wänden.

"John, wie konntest du das Haus so verkommen lassen?"

John, der alle Hände voll zu tun hatte, um für das Wohl der zahlreich erschienenen Gäste zu sorgen, warf Molly einen überraschten Blick zu und sah sich erstaunt um. Sie übertrieb wieder einmal maßlos. So schlimm war es doch gar nicht, gemessen an den allgemein herrschenden Lebensumständen im Reservat. Er beobachtete, wie sie angewidert mit ihrem Finger durch die zentimeterdicke Staubschicht fuhr und eine tiefe Spur darin hinterließ. Nun ja, vermutlich war sie inzwischen Besseres gewohnt. Aber er war schon ewig nicht mehr hier gewesen. Zwanzig Jahre. Er schüttelte den Kopf.

Abgesehen davon hatten sie Wichtigeres zu tun. Molly hatte ihm erzählt, daß ihr gemeinsamer Sohn hier war. Sie hatte ihn gesehen. Das war in Ordnung. Aber er hatte seine Mutter offenbar auch gesehen und das war gar nicht in Ordnung. Jemand mußte dem Jungen sagen, daß er bei Seinesgleichen bleiben sollte. Das Leben lag schließlich noch vor ihm. Dieser Dummkopf.

Johns Mutter beruhigte ihn und meinte, daß ihr Enkel einfach nur Zeit brauche. Er sei zu lange weg gewesen. Aber sie alle würden sich auf dem Pow-wow darum kümmern, daß alles wieder seine Richtigkeit haben würde. *"Und dann?"*

Johns Frage hallte durch die leeren Räume, so daß die Umstehenden die Köpfe hoben und sich nach ihm umsahen.

"Dann," meinte seine Mutter schmunzelnd, *"dann wird es Zeit, daß wir uns auf den Weg machen."*

Andrew Maclean versuchte sein Glück und wählte die Nummer

der Auskunft. Auf die Frage, wie sie ihm helfen könne, erklärte er der angenehmen Stimme am Telefon, daß er eine Nummer in South Dakota benötige. Ein Reservat in South Dakota.

"Welches Reservat, Sir?"

"Äh, ich bin mir nicht sicher. Rosebud, glaube ich. Gibt's das?" Andrew war nervös.

"Sicher, Sir. Rosebud Reservation. Den Namen, bitte."

"Hören Sie, ich bin mir mit dem Namen nicht sicher. Gibt es dort vielleicht eine Art Rathaus oder Gemeindezentrum?"

"Einen Augenblick, bitte." Andrew wartete.

"Sir? Da wäre das Rosebud Tribal Office. Soll ich Sie verbinden oder möchten Sie die Nummer?" Andrew zögerte.

"Verbinden Sie mich, bitte."

Kurz darauf meldete sich eine weibliche Stimme:

"Rosebud Tribal Office. Was kann ich für Sie tun?"

"Ja, mein Name ist Andrew Maclean. Aus New York. Ich suche jemanden. Meinen Sohn. Oder besser, den Sohn meiner Frau."

Die Stimme am anderen Ende der Welt schwieg und wartete. Andrew, der sich wie ein Idiot vorkam, raffte sich auf und umfaßte den Hörer fester: *"Hören Sie, es ist wirklich wichtig. Meine Frau hieß Molly Walks Around The Water. Wir haben vor neunzehn Jahren geheiratet. Unser Sohn ..., ihr Sohn müßte sich derzeit im Reservat aufhalten. Er wollte dort nach seinem leiblichen Vater suchen. Man muß ihm sagen, daß seine Mutter gestorben ist."*

Andrew schwieg erschöpft. Dies hier war seine letzte Hoff-

nung, die einzige Verbindung, die ihm zu Lewis geblieben war, seit er vor gut einem Monat plötzlich verschwunden war. Molly tat geheimnisvoll, weigerte sich aber Vermutungen zu äußern. Vor zwei Tagen war sie gestorben. Ein Unfall. Andrew wußte es besser, wollte die Sache jedoch auf sich beruhen lassen. Er mußte Lewis finden.

"Mister Maclean?" Die Stimme der Frau am Telefon rief ihn zurück in die Wirklichkeit. Zurück ins Hier und Jetzt.

"Ja? Kennen Sie den Namen? Wissen Sie etwas über die Familie? So reden Sie doch!"

"Mr. Maclean, wie heißt Ihr Sohn?" Die Stimme blieb ruhig.

"Lewis Alistair Left Hand Maclean."

"Einen Moment, bitte."

Andrew hörte, wie jemand eine Hand über die Sprechmuschel hielt und im Hintergrund mehrere Stimmen. Der Hörer wurde abgelegt und Andrew vermochte einzelne Stimmen zu unterscheiden, die sich aufgereggt miteinander unterhielten. Dann wurde der Hörer wieder aufgenommen und die dunkle Stimme eines Mannes war plötzlich am Apparat.

"Hallo? Mr. Maclean? Sagten Sie, der Name wäre Left Hand?"

"Ja, Left Hand. Zuerst dachte ich, Molly hätte den Namen als Vornamen gedacht, aber inzwischen vermute ich, daß es der Name von Lewis' leiblichem Vater sein könnte. Liege ich damit richtig?" Andrew wagte kaum zu atmen.

"John Left Hand junior." Sagte die Stimme. Nicht gerade erfreut, so schien es Andrew. Besorgt hakte er nach:

"Und? Was ist mit dem Mann? Ist er Lewis' Vater?"

"Nun," meinte die Stimme bedächtig, "zuerst einmal ist er tot. Und zwar bereits seit fast zwanzig Jahren."

"Oh Gott." Seine schlimmsten Befürchtungen bestätigten sich.

"Wie ist er denn gestorben?"

"Wollen Sie die offizielle Version hören oder die Wahrheit?"

"Beides."

Rosenknospen-Reservat, August 1987.

Es war eine berauschende Pracht von wirbelnden Federn, flatternden Fransen, glitzernden Perlen und schwingenden Gewändern in allen Farben des Regenbogens. Die Kleiderordnung umfaßte dabei gut einhundert Jahre und spannte einen lockeren Bogen von perlenbestickten Festtagsroben des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts bis hin zu der zwanglosen Jeansgeneration des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts. Nur eines schien unverändert: Die Gesichter seiner Leute.

Dabei hatte Lewis eigentlich keine Ahnung. Was wußte er schon von seinen Leuten? Nichts, außer dem, was seine Mutter ihm erzählt hatte. Und, ach ja, die diversen Zeitungsartikel, die sie wie einen Schatz gehütet hatte und die er, Lewis, vor einigen Wochen durch Zufall entdeckt hatte.

Da war er losgefahren. Er war so wütend gewesen! Auf seine Mutter, die ihm alles und doch nichts erzählt hatte. Auf seinen Vater, der Bescheid wußte und ihn die ganze Zeit über geliebt hatte, als wäre er sein wirklicher Sohn. Und was war ihm geblieben? Eine Mutter, die sich selbst belog. Ein Va-

ter, den er sein ganzes Leben lang gekannt hatte, der aber nicht sein Vater war. Ein Unbekannter, dessen Namen er trug und den sie noch vor seiner Geburt erschossen hatten. Und, zu guter Letzt, ein fremdes Volk, das sein eigenes war.

Wenn er etwas herausgefunden hatte in diesen vier Wochen, die er nun durch South Dakota fuhr, dann war das die Tatsache, daß er nicht hierher paßte. Er war ein Beinahe-New-Yorker, der hier in Indianerland nach seinen Wurzeln suchte. Was ein Witz! Alice im Wunderland. Nur schade, daß er nicht ihre blonden Locken und die himmelblauen Augen hatte!

Lewis saß auf der Kühlerhaube seines alten Wagens und suchte unter all den fremden Gesichtern das seiner Mutter. Er war sich sicher, daß er sie gestern gesehen hatte. Sie mußte ihm nachgefahren sein. Seltsam war das gewesen. Nachträglich lief ihm ein Schauer über den Rücken, wenn er an diese Begegnung dachte. Er war auf der Suche nach dem blauen Haus eines gewissen John Left Hand gewesen und mußte die Abzweigung wohl verpaßt haben, denn er hatte das Haus nirgends entdecken können. Da war plötzlich seine Mutter in einem Uraltwagen an ihm vorbeigefahren. Sie hatte ihm zugewunken. Weder sie noch das blaue Haus vermochte er wiederzufinden.

Es war ein seltsames Land und seine Bewohner waren Lewis beinahe schon unheimlich, so daß er es bisher nicht gewagt hatte, irgend jemanden um Hilfe zu bitten. Und jetzt diese komische Sache mit seiner Mutter. Lewis seufzte und trank den Rest Cola aus der Büchse, die er sich bereits vor einer

Stunde an einer der Buden, die den Pow-wow Platz umringten, gekauft hatte. Es schmeckte schal, warm und abgestanden. Genau wie sein Leben, dachte Lewis grimmig und zerdrückte die leichte Aluminiumdose mit seiner linken Hand. Das brachte ihn zum Lachen. Lewis rutschte von der Kühlerhaube und schlenderte zum Tanzplatz. Er stellte sich neben eine der Trommlergruppen und bezog seinen schweigsamen Beobachtungsposten. So, wie er es auch bei den anderen Pow-wows getan hatte. Keiner störte ihn. Keiner sprach ihn an, obwohl die Leute durchaus nicht unfreundlich waren. Aber das war okay, auch wenn er sich manchmal nach einem Zeichen sehnte, das ihm zu verstehen gegeben hätte, daß er dazugehörte. Auf den Gedanken, daß die Leute lediglich seine abweisende Haltung respektierten, kam Lewis nicht. Und so sah er den Tänzern zu. Er selbst wagte nicht zu tanzen.

Lewis ließ seinen Blick wie ein Band durch die Menschenmenge flattern, hielt nur da und dort inne, wenn er ein Gesicht sah, das er von anderen Pow-wows wiedererkannte. Plötzlich riß es ihn förmlich herum: Dort drüben saß sein Vater! Das konnte doch nicht wahr sein. Lewis rieb sich die Augen und schüttelte den Kopf, aber das Bild, das er sah, wollte nicht verschwinden. Genau ihm gegenüber saß Andrew Maclean inmitten wichtig wirkender Männer und Frauen und wirkte dabei nicht im mindesten fehl am Platze. Wie im Traum trat Lewis zurück in den Schatten, den das Dach aus Zweigen großzügig spendete, und faßte nach einem der Stützpfähle. Die Welt

und seine Gedanken gerieten ins Taumeln. Er preßte seine Stirn gegen das trockene, splitternde Holz auf der Suche nach Schmerz. Schmerz, der ihn erlösen und in die Wirklichkeit zurückbringen würde. Lewis krallte seine Finger um den Pfosten, als die trostlose Verlorenheit seines Lebens wieder nach ihm griff. Auf schwarzen Rabenflügeln glitt sie auf ihn zu, kreischend und kalt. Der Schweiß trat auf seine Stirn und er zitterte: Dort drüben war wieder seine Mutter. Sie stand neben einem Mann, den Lewis nicht kannte und doch zu kennen glaubte. Beide beobachteten ihn aufmerksam und besorgt. Lewis keuchte, als zwei spielende Kinder mitten durch seine Mutter und ihren Begleiter hindurchrannten. Das durfte doch nicht wahr sein! Halluzinationen. Die Hitze. Er würgte an seinem Speichel, der trocken und hart war wie Staub.

Dann fühlte er plötzlich eine Hand auf seiner Schulter. Die Welt hörte auf, sich zu drehen. Von den Rabenvögeln in seinem Kopf blieb nichts als ein wirbelndes Häufchen schwarzer Federn. Seine Mutter war verschwunden. Lewis drehte den Kopf und erwartete das Gesicht eines Toten zu sehen. Stattdessen stand sein Vater neben ihm. Sein Vater. Ob sie nun blutsverwandt waren oder nicht, sie waren beide hier. Nichts sonst zählte im Augenblick.

Sie hatten lange geredet. Lewis und sein Vater. Andrew erzählte seinem Sohn Geschichten aus der Vergangenheit. Redete von Leben und Tod, von Liebe und Einsamkeit und wich der Wahrheit nicht mehr aus. Molly war tot. Sie war tot, weil

sie es so gewollt hatte. Lewis nickte nur. Die Nachricht vom Tod seiner Mutter brachte die Dinge wieder ins Lot und zum milden Erstaunen seines Vaters schien Lewis eher heiter und gelöst auf die traurige Nachricht zu reagieren. Das machte es leichter für ihn zu sagen, was er zu sagen hatte:

"Lewis, das hier ist Bernhard Little Horse, er ist Stammesratsvorsitzender. Es gibt da etwas, das er dir sagen möchte." Andrew räusperte sich und trat einen Schritt zurück.

Bernhard Little Horse, ein imposant wirkender Mann Mitte Vierzig, schüttelte Lewis ohne erkennbaren Druck die Hand und versicherte ihm, daß sich die Familie seiner Mutter darauf freuen würde, ihn kennenzulernen, woraufhin eine kleine Frau in den Siebzigern Lewis in den Arm kniff, ihm verschwörerisch zublinzelte und meinte, er solle sich keine Sorgen um die Leute machen. Sie würden ihn irgendwann mögen, und wenn nicht, würde ‚Bernie‘ schon dafür sorgen.

Alle lachten. Dann wurde Bernie wieder ernst:

"Was deinen Vater anbelangt, da gibt es niemanden mehr, außer vielleicht einer Tante, aber niemand von uns weiß, was aus ihr geworden ist." Er sah in die Runde.

"Aber das Haus gehört nun dir. Du bist Johns Sohn. Sonst ist niemand da. Es handelt sich um Stammesland und der Stamm hat es nur verwaltet, nicht weiterverpachtet. Sobald deine Herkunft geklärt ist ... kein Problem. Wenn du willst, dann bleib."

Sie sahen ihn erwartungsvoll an und Lewis wußte nicht, was

er sagen sollte. Zu schnell bewegten sich die Dinge plötzlich. Zu überraschend kamen die Angebote: Haus, Familie, Land, Volk. Hilfesuchend sah er sich nach seinem Vater um. *"Ich kann dir nicht sagen, was du tun sollst, aber ich kann dir einen Rat geben."* Andrew holte tief Luft: *"Bleib. Zumindest für eine Weile. Laß dir Zeit. Lerne deine Leute kennen."* Er dachte an Molly und fuhr fort: *"Lewis, deine Mutter und ich waren Suchende. Wir belogen uns selbst, indem wir vorgaben, nicht zu wissen, was wir suchten. Aber wir wußten es, Lewis, wir wußten es nur zu genau. Und wir hatten Angst davor."* Andrew hielt inne und berührte liebevoll Lewis' Arm. Der Junge sah ihm starr in die Augen und Andrew hatte das Gefühl, daß er bereits wußte, was er ihm nun sagen würde. Das machte den Abschied leichter:

"Lewis, ich gehe zurück nach Schottland. Ich habe schon vor Monaten damit begonnen, mich dort nach einer Arbeit umzusehen. Vielleicht hat Molly etwas gemerkt und"

Lewis schüttelte lächelnd den Kopf. Er sah plötzlich ein blaues Haus in der Ferne und sich selbst, wie er darauf zu- fuhr und eine gelbe Staubwolke hinter sich herzog. Es gab keine Schuld und keine Schuldigen. Es gab nur das Hier und Jetzt, geboren aus der Vergangenheit. Sein Vater lächelte zurück: *"Wann immer du mich brauchst, werde ich da sein. Europa ist nicht aus der Welt, weißt du!"* Sie lachten.

Auf dem Festplatz drehten Molly und John eine letzte einsame Runde, bevor sie sich an den Händen faßten und mit den ers-

ten Sonnenstrahlen hinaus über den Horizont tanzten.